



Niall Ferguson

Der falsche Krieg

Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert

Aus dem Amerikanischen
von Klaus Kochmann

Pantheon

Die Originalausgabe ist 1998 unter dem Titel *The Pity of War* bei Allen Lane / The Penguin Press in London erschienen. Für die deutsche Ausgabe wurde der Text leicht gekürzt und überarbeitet.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

Zweite Auflage
Pantheon-Ausgabe November 2013

Copyright © 1998 by Allen Lane
Copyright © 1999 by Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart
für die deutsche Ausgabe

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Satz: DVA/Brigitte Müller
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55200-1

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

Einleitung	7
1 Die Mythen des Militarismus	35
2 Imperien, Bündnisse und das Vorkriegs-Appasement	66
3 Großbritanniens Krieg der Illusionen	92
4 Waffen und Soldaten.	121
5 Öffentliche Finanzen und nationale Sicherheit	143
6 Die letzten Tage der Menschheit: 28. Juni bis 4. August 1914 . .	188
7 Augusttage: Mythos »Kriegsbegeisterung«	216
8 Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit: Der vergeudete Vorteil . . .	246
9 Strategie, Taktik und Verluste	271
10 »Maximales Blutbad zu minimalen Kosten«:	
Kriegsfinanzierung	296
11 Der Todesinstinkt: Warum Soldaten kämpften	311
12 Kapitulation und Gefangennahme	335
Schluß	380
Anhang	
Anmerkungen	403
Bibliographie	459
Personenregister	503

Einleitung

John Gilmour Ferguson war gerade 16 Jahre alt geworden, als der Erste Weltkrieg¹ ausbrach. Der Werbesergeant glaubte ihm – oder wollte ihm glauben –, als er hinsichtlich seines Alters log, aber bevor die Formalitäten des Eintritts in die Armee geregelt werden konnten, tauchte die Mutter des jungen Mannes auf und schleifte ihn nach Haus. Falls der Junge aus dem schottischen Fife in diesem Moment fürchtete, daß er das Kriegsgeschehen nun nicht mehr miterleben werde, sollte sich diese Besorgnis jedoch als ungerechtfertigt herausstellen. Als er sich schließlich im nächsten Jahr den Streitkräften anschließen konnte, war bereits jeder Gedanke daran verschwunden, daß es sich hier um einen kurzen Krieg handeln würde. Nach den üblichen Monaten der Ausbildung schickte man ihn in die Schützengräben als gemeinen Soldaten (Personalnummer S/22933) im 2. Bataillon der Seaforth Highlanders, die zur 26. Brigade in der 9. Division der britischen Expeditionsstreitkräfte gehörten. Er war einer von 557618 Schotten, die während des Ersten Weltkriegs in die britische Armee eintraten. Von diesen verloren mehr als ein Viertel – 26,4 Prozent – ihr Leben. Nur die serbische und die türkische Armee mußten ebenso schwere Verluste hinnehmen.² Aus meiner Sicht erfreulicherweise gehörte mein Großvater zu den glücklicheren 73,6 Prozent.

Über den Krieg meines Großvaters sind nicht viele Aufzeichnungen erhalten geblieben. Wie die überwältigende Mehrheit der Millionen Soldaten, die im Ersten Weltkrieg kämpften, veröffentlichte er weder Gedichte noch Kriegserinnerungen. Auch seine Briefe in die Heimat sind nicht mehr vorhanden. Seine Dienstakte bleibt unauffindbar, und die Regimentsakten bieten nur die allerspärlichsten Informationen.³ Neben seinem Rang und seiner Personalnummer besteht das wenige anschauliche Material, über das ich verfüge, aus einer kleinen Schachtel mit einer winzigen Bibel, drei Orden und einigen wenigen Fotos von ihm in Uniform – auf diesen erscheint er als ein sehr versteinert dreinblickender

Bursche mit einem Kilt. Der erste Orden, die British Medal, zeigt einen nackten Mann auf dem Rücken eines Pferdes. Hinter dem Reiter befindet sich die Jahreszahl 1914; und an den Nüstern des Rosses ist das traditionell als Kriegsende betrachtete Jahr 1918 verzeichnet. Unter den Hinterhufen des Tieres kann man einen Schädel sehen – der bald zerschmettert werden wird. Die andere Seite der Medaille erinnert lediglich an eine alte Münze. Sie trägt das gramvolle Profil des Königs und die Inschrift:

GEORGIUS V. BRITTONN. REX. ET. IND. IMP

Die Bildersprache der Victory Medal ist ebenfalls klassisch. Vorn sieht man einen geflügelten Engel, der einen Olivenzweig in der rechten Hand trägt und mit der linken winkt. Doch es ist nicht ganz deutlich, ob dieses Wesen die britische Frauenwelt versinnbildlicht, die den Überlebenden daheim willkommen heißt, oder den Todesengel repräsentiert, der zum Abschied grüßt. Die Inschrift auf der anderen Seite lautet (diesmal in englischer Sprache)

DER GROSSE KRIEG FÜR DIE ZIVILISATION 1914 bis 1919⁴

Der dritte Orden, über den mein Großvater verfügte, war ein Eisernes Kreuz – ein Andenken, von einem toten oder gefangengenommenen Deutschen mitgenommen. Ich habe mich oft gefragt, wem diese Auszeichnung gehört haben mag – einem von zwei Millionen deutschen Soldaten, die den Krieg nicht überlebten.

Der Erste Weltkrieg wird heute in Deutschland und in Großbritannien mit anderen Augen gesehen. In Deutschland erscheint er als ein Ereignis, das von seinen eigenen Konsequenzen überschattet wird, und es hat daher seine historische Identität fast vollständig verloren. Und es gibt Anzeichen dafür, daß der Erste Weltkrieg von den deutschen Historikern als der Keim für die Novemberrevolution von 1918, für den Sturz der Weimarer Republik, den Aufstieg des Nationalsozialismus oder die Kriegsverbrechen des Dritten Reichs betrachtet wird.

Zwar handelt dieses Buch genauso sehr von Deutschland wie von Großbritannien, und es verdankt tatsächlich vieles deutscher Gelehrtenarbeit, dennoch kommt der britischen Perspektive eine große Bedeutung zu. Es mag sich daher lohnen, dem deutschen Leser die ganz andersartige Bedeutung dieses Krieges für Großbritannien zu erklären, wo er in vielfacher Weise den Zweiten Weltkrieg im öffentlichen Bewußtsein in

den Schatten stellt. Ich bezweifle zum Beispiel, ob viele deutsche Historiker behaupten können, sowohl mit ihrer Grundschule als auch mit ihrer Sekundarschule eine Kriegergedenkstätte besucht zu haben, die dem Andenken der Gefallenen des Ersten Weltkriegs gewidmet war. Genauso aber war es mit meiner Schule, der Glasgow Academy, die offiziell kurz nach dem Kriege in ein »lebendes« Kriegsdenkmal verwandelt wurde. Jeden Morgen war das erste, was ich sah, wenn ich mich der Schule näherte, eine blasse Granitplatte, die an der Ecke Great Western Road und Colebrooke Terrace stand, und sie trug die Namen früherer Schüler dieser Schule, die während des Krieges gefallen waren. Eine ähnliche »Ehrentafel« gab es in der zweiten Etage des Hauptgebäudes der Schule, eines höhlenartigen neoklassischen Gebäudes, und über all diesen Namen von Toten in Großbuchstaben befand sich die Inschrift, die ich als das Vater-unsere kennen lernen sollte, das wir jeden Morgen gemeinsam murmelten, wenn wir uns versammelten:

SAY NOT THAT THE BRAVE DIE.

[Laß nicht zu, daß die Tapferen sterben]⁵

Ich denke, mein erster ernsthafter historischer Gedanke war ein Einwand gegen jene unbeugsame Aufforderung zur Unterlassung. Aber sie *waren doch gestorben*. Warum sollte man dies leugnen?

Selbstverständlich sah ich im Fernsehen mehr über den Zweiten Weltkrieg. Aber vielleicht erschien mir gerade aus diesem Grund der Erste Weltkrieg als eine viel ernsthaftere Angelegenheit, noch bevor ich erfuhr, daß im Ersten Weltkrieg mehr als doppelt so viele Briten getötet worden waren als im Zweiten.⁶

Wie so viele britische Schulkinder meiner Generation wurde ich in einem sehr frühen Alter (nämlich mit 14 Jahren) in die Dichtung von Wilfred Owen (1893-1918) eingeführt – sein »Dulce et decorum est«, das den »süßen Tod« fürs Vaterland als »alte Lüge« entlarvt, geht mir immer noch schneidend kalt durch den Kopf:

Gas! GAS! Quick boys! (...)

If you could hear, at every jolt, the blood

Come gargling from the froth-corrupted lungs,

Obscene as cancer, bitter as cud

Of vile, incurable sores on innocent tongues, –

My friend, you would not tell with such high zest
To children ardent for some desperate glory,
The old Lie. Dulce et decorum est
Pro patria mori.

[Gas! GAS! Schnell Jungs! (...)
Kommt gurgelnd aus den schaumverdorbenen Lungen;
Obszön wie Krebs, bitter wie Wiedergekäutes
Von abscheulichen Wunden auf unschuldigen Zungen, –
Mein Freund, du würdest nicht reden mit so hoher Begeisterung
zu Kindern, die glühen nach irgendeinem verzweifelten Ruhm,
Die alte Lüge: Dulce et decorum est
Pro patria mori:
– Süß und ehrenhaft ist es
für das Vaterland zu sterben.]

Siegfried Sassoons (1886-1967) »Memoirs of a Fox-Hunting Man« zählte zum Unterrichtsstoff in der fünften oder sechsten Klasse. Ich erinnere mich auch, Robert von Ranke-Graves (1895-1985) »Goodbye to All That« und Ernest Hemingways »Farewell to Arms« [deutsch: »In einem anderen Land«] gelesen zu haben; und ich habe eine recht gute, weil zurückhaltende Fernsehadaptation von Vera Brittains »Testament of Youth« gesehen. Am Bildschirm lernte ich auch die Filmversionen von »Im Westen nichts Neues« kennen, meine erste Bekanntschaft mit der Erfahrung der Deutschen. Aber es war »Dulce et decorum est« – mit seiner pädagogischen Botschaft, so unverblümt vom Erstickungstod eines *Knaben* handelnd –, das mich prägte. Ich fand es seltsam, daß man von uns erwartete, dieses Gedicht am Morgen auswendig zu lernen, um danach die Uniform des Kadettenkorps anzuziehen und am gleichen Nachmittag in dieser Kluft auf dem Schulhof zu paradien.

Trotz der Tatsache, daß ich etwa 50 Jahre nach seinem Ausbruch geboren wurde, übte der Erste Weltkrieg auf mich eine Wirkung aus – wie auf viele andere junge Briten, die zu jung waren, um Erinnerungen aus erster Hand daran zu besitzen. Es war jedoch eine Begegnung mit der *deutschen* Literatur, die aus dem Krieg hervorgegangen war, die mich als jungen Studenten zur Geschichtswissenschaft führte. Beim Edinburgh Festival im Jahre 1983 sah ich eine Vorstellung des Glasgow Citizen's

Theatre, es führte das Schauspiel »Die letzten Tage der Menschheit« des Wiener Satirikers Karl Kraus auf. Hier wurde der Erste Weltkrieg in seiner grotesken Absurdität lebendig, gesehen aus der Kaffeehausperspektive von Karl Kraus' scharfzüngigem Nörgler. Ich war von der zentralen These des Stücks tief beeindruckt, daß der Krieg eine Art von gewaltigem Medienereignis darstellte, der seinen Ursprung und seine Fortsetzung den Verfälschungen der Sprache und damit der Wirklichkeit durch die Presse verdankte. Es war ganz offensichtlich, daß Kraus' beißende Kriegskritik kein Gegenstück in englischer Sprache besaß. Als ich an jenem Abend das Theater verließ, faßte ich den Vorsatz, deutsch zu lernen, um das Drama im Original zu lesen. Damals ging mir zum ersten Mal der Gedanke durch den Kopf, etwas über den Ersten Weltkrieg zu schreiben.

Eine spätere und weniger heftig wirkende Begegnung mit John Maynard Keynes' Werk »General Theory of Interest, Employment and Money« [deutsch: »Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes«, München 1936] veranlaßte mich, neben Geschichte das Studium der Wirtschaftswissenschaften aufzunehmen. Das Ergebnis dieser beiden Entscheidungen war eine Doktorarbeit über die ökonomischen Folgen des Krieges – insbesondere über die Inflation – im »deutschen Glasgow«, nämlich in der Stadt Hamburg. Diese Dissertation⁷ stand am Anfang eines Jahrzehnts, in dem ich über ökonomische Aspekte des Ersten Weltkriegs, seine Ursprünge, seinen Verlauf und seine Folgen arbeitete. Einige meiner Ergebnisse sind bereits in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen, und einiges Weitere ist einem noch kleineren Publikum bei akademischen Tagungen, Vorlesungen oder Lehrveranstaltungen zugänglich gemacht worden.⁸ Das vorliegende Buch strebt danach, die Resultate dieser Beschäftigung in etwas umzuformen, das jener schwer faßbaren Person des interessierten Lesers außerhalb der Fachgrenzen zugänglich ist, die anzusprechen ich als die erste Pflicht jedes Historikers betrachte.

Fragen an die Geschichte

Der Grund, ein weiteres Buch über den Ersten Weltkrieg zu schreiben, liegt naturgemäß nicht darin, in anderem Gewand das zu wiederholen, was andere zuvor schon gesagt haben. Bei diesem Buch handelt es sich ganz ausdrücklich nicht um ein Lehrbuch oder um einen Leitfaden. Mein

Vorhaben zielt nicht auf eine ins einzelne gehende erzählende Darstellung des Krieges, das kann man anderswo finden.⁹ Auch versuche ich nicht, »die ungeheuer große Zahl der Gesichter des Krieges« zu behandeln¹⁰: Viele Aspekte der Auseinandersetzung und einige Kriegsschauplätze kommen in dem Buch gar nicht oder nur am Rande vor. Andererseits – und dem Risiko ins Auge blickend, in einem interdisziplinären Niemandsland harsche Kritik zu ernten – habe ich mich bemüht, aus den tiefen Schützengräben der akademischen Spezialisierung hinauszutreten. Vor allem habe ich versucht, Wirtschafts- und Sozialgeschichte enger als gewöhnlich mit diplomatischer und militärischer Geschichte zu verbinden. Militärhistoriker haben bislang eine Neigung zu erkennen gegeben, strategische und taktische Fragen zu erörtern, ohne angemessene Aufmerksamkeit auf die wirtschaftlichen Zwänge zu lenken, unter denen Generäle Entscheidungen treffen mußten. Wirtschafts- und Sozialhistoriker tendierten indes besonders in Deutschland dazu, das unmittelbare Kampfgeschehen zu vernachlässigen. Bewußt oder unbewußt gingen sie davon aus, daß der Krieg an der »Heimatfront« und nicht auf dem Schlachtfeld entschieden wurde.¹¹ Und die meisten Historiker neigen immer noch dazu, den Krieg aus dem Blickwinkel eines einzelnen Nationalstaats zu untersuchen. Nirgends ist dies offensichtlicher als in jenen Werken, die die Auswirkungen des Krieges in der Literatur behandeln.¹² Aber es ist auch ein Grundzug vieler kürzlich erschienenen Bände mit Essays und Konferenzberichten, die die Arbeit von Spezialisten vereinigen, ohne Synthesen zu formulieren.¹³

Mein Ansatz ist ein analytischer. Die folgenden acht Fragen möchte ich gern beantworten:

1. War der Krieg aufgrund des Militarismus, des Imperialismus, der Geheimdiplomatie oder des Rüstungswettlaufs unvermeidbar? (Kapitel eins bis vier)?
2. Warum setzte die deutsche Führung auf Risiko, indem sie sich 1914 für den Krieg entschied (Kapitel fünf)?
3. Aus welchen Beweggründen entschied sich die britische Führung zum Eingreifen, als der Krieg auf dem Kontinent ausbrach (Kapitel sechs)?
4. Wurde der Krieg, wie oftmals behauptet wird, wirklich mit allseitiger Begeisterung begrüßt (Kapitel sieben)?
5. Warum reichte die gewaltige wirtschaftliche Überlegenheit des

British Empire nicht aus, den Mittelmächten schneller und ohne amerikanisches Eingreifen eine Niederlage beizubringen (Kapitel acht und zehn)?

6. Warum gelang es dem deutschen Heer trotz seiner militärischen Überlegenheit nicht, den Sieg über die britischen und französischen Armeen an der Westfront ebenso zu erreichen, wie es den Sieg über Serbien, Rumänien und Rußland errang (Kapitel neun)?

7. Was veranlaßte die Soldaten, den Kampf fortzusetzen, wenn die Lebensumstände auf dem Schlachtfeld, wie den Schilderungen der Kriegsliteratur zu entnehmen ist, unvorstellbarem Grauen gleichen (Kapitel elf)?

8. Warum erlahmte schließlich die Kampfkraft der Soldaten (Kapitel zwölf)?

Im Rahmen einer Einleitung und um zu zeigen, warum sich auf diese Fragen neue Antworten finden lassen, möchte ich die widersprüchliche Natur der Ansichten, die über dieses Thema am weitesten verbreitet sind, und die Art und Weise, wie man sich daran erinnert, hervorheben. Erstens heißt es, der Krieg sei grausam gewesen. Zweitens sagt man, er sei dennoch unvermeidlich gewesen. Es lohnt sich zu fragen, woher diese Vorstellungen stammen. Historiker tun gut daran, sich ins Gedächtnis zu rufen, daß sie tatsächlich der eigenen Zunft nur sehr wenig verdanken.

Der Krieg – das Böse

Das Fortleben der Vorstellung, der Krieg sei »eine schlechte Sache« gewesen, verdankt einer literarischen Gattung sehr viel, die gemeinhin als »Kriegsliteratur«, genauer als »Antikriegsliteratur« bezeichnet wird.

Einige Zeit vor Ende des Krieges begannen britische Soldaten Gedichte zu schreiben, die die traditionelle romantische, pastoral-elegische Diktion der Viktorianer, Edwardianer und Georgianer vermieden.¹⁴ Siegfried Sassoon verfaßte sein erstes Kriegsgedicht »In the Pink« im Februar 1916¹⁵ und veröffentlichte dann in dem Band »The Old Huntsman« im Mai des folgenden Jahres weitere Kriegsslyrik. Der Band »Counter-Attack« erschien 1918, dem gleichen Jahr, da Richard Aldingtons »The Blood of the Young Men« (– »Wir sind das Blut leid, den Geschmack und den Anblick« –) herauskam.¹⁶ Zum Zeitpunkt seines Todes im Jahre 1918 hatte Owen mehr als 100 Gedichte geschrieben, doch erst nach dem

Krieg begann sein Werk ein größeres Publikum zu finden.¹⁷ Edmund Blundens »Third Ypres« [Die dritte Schlacht von Ypern] wurde ebenfalls nach dem Krieg veröffentlicht¹⁸, wie auch Ivor Gurneys »Strange Hells«.¹⁹

Auf der anderen Seite der Frontlinie traten Dichter wie Wilhelm Klemm, Carl Zuckmayer und der blutjunge Alfred Lichtenstein, der im September 1914 in Vermandovillers bei Reims fiel, hervor, die mit ihren Texten eine denen von Sassoon und Owen vergleichbare Botschaft verkündeten. Tatsächlich kann man Lichtenstein als einen der ersten Antikriegsdichter betrachten. Sein »Gebet vor der Schlacht« nimmt Sassoons Stilwechsel um anderthalb Jahre voraus:

Inbrünstig singt die Mannschaft, jeder für sich:
Gott, behüte mich vor Unglück,
Vater, Sohn und heilger Geist,
Daß mich nicht Granaten treffen,
Daß die Luder, unsre Feinde,
Mich nicht fangen, nicht erschießen,
Daß ich nicht wie'n Hund verrecke
Für das teure Vaterland.

Sieh, ich möchte gern noch leben,
Kühe melken, Mädchen stopfen
Und den Schuft, den Sepp, verprügeln,
Mich noch manches Mal besaufen
Bis zu meinem selgen Ende.
Sieh, ich bete gut und gerne
Täglich sieben Rosenkränze,
Wenn du, Gott, in deiner Gnade
Meinen Freund, den Huber oder
Meier, tötest, mich verschonst.

Aber muß ich doch dran glauben,
Laß mich nicht zu schwer verwunden.
Schick mir einen leichten Beinschuß,
Eine kleine Armverletzung,
Daß ich als Held zurückkehr,
Der etwas erzählen kann.

Carl Zuckmayers Verse von 1917 über das Los des jungen Soldaten – Hunger, Tod, Läuse, Trinken, Kämpfen und Onanieren – bilden das Grauen der Wirklichkeit im Krieg dichter ab als alles, was Owen geschrieben hat.²⁰ Die Kriegsdichtung war also keine englische Besonderheit, wie man hin und wieder angenommen hat.²¹ Eine kürzlich erschienene Poesiesammlung aus dem Ersten Weltkrieg enthält Werke von über 50 Autoren, die fast alle am Krieg teilnehmenden Staaten repräsentieren.²²

Sodann ist die Antikriegsprosa zu nennen: die Kampfschriften, Kriegserinnerungen und Kriegsromane, von denen einige so autobiographisch sind, daß sie im weiteren Sinne Memoiren darstellen. In Großbritannien waren die ersten Autoren, die sich kritisch mit dem Phänomen des Krieges in Prosa-Texten beschäftigten, die, die am Kampf nicht teilgenommen hatten. George Bernard Shaw verbrachte den Winter 1914 damit, die offiziellen Rechtfertigungsschriften der einander bekämpfenden Mächte zu studieren, bevor er sein Werk »Common Sense about the War« [deutsch: Der gesunde Menschenverstand im Krieg, Zürich 1919] schrieb, in dem sozialistische und eigene Überzeugungen ineinandergreifen. Vorausgegangen war ein Zeitungsartikel, in dem er Soldaten beider Seiten drängte: »Erschießt Eure Offiziere und geht nach Hause.«²³ Ein Artikel von Francis Maynells beschwor Dezember 1914 unter dem Titel »Der Krieg ist ein Verbrechen« lebhafte Bilder von den »schrillen, verstümmelten und stinkenden Schrecken des Schlachtfeldes« und »dem Schlachten und Zermalmen und Schänden unschuldiger Menschen« herauf. Clive Bells »Peace at Once« (1915) war in einem nüchterneren Ton gehalten. Bell teilte Shaws Überzeugung, daß der Krieg nur »einigen wenigen Kapitalisten« nützen würde.²⁴ Und Ford Madox Ford beschrieb dicht am Geschehen verblüfft – er beobachtete die Schlacht an der Somme von einem Beobachtungspunkt aus –: »... eine Million Soldaten, die sich gegeneinander bewegen (...) in eine Hölle der Angst hinein.«²⁵

Der erste bedeutsame Versuch eines britischen Autors, in Romanform Kritik zu üben, war »Mr. Britling Sees It Through« (1916), in dem H.G. Wells die Frage stellte: »Für was haben wir eigentlich gekämpft? Für was kämpfen wir jetzt? Kann das irgend jemand sagen?« Nach zwei Jahren Dauer, so legte Wells nahe, war der Krieg bloß zu einer »monströsen Anstrengung und Verschwendung« geworden.²⁶ Zwei Frauen – Agnes Hamilton und Rose Allatini – formulierten ihre Einwände gegen den

Krieg 1916 beziehungsweise 1918 noch heftiger.²⁷ Und in den Jahren 1916/1917 beklagte D.H. Lawrence die »Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit und Zerstörung«, die der Krieg mit sich brachte, und sagte voraus: »Die Sintflut des herabregnenden Eisens wird die Welt hier vollkommen zerstören«. Der Krieg habe »die lang gewachsene europäische Zivilisation zerstört.«²⁸

War der Krieg vorüber, schlugen zuweilen selbst Propagandisten einen anderen Ton an. In »The Realities of War« (1920) widerrief der frühere Kriegskorrespondent Philip Gibbs seine eigenen Berichte aus der Kriegszeit, es habe ein

»großes Zerlegen des Fleisches unserer jungen Männer (gegeben), während die alten Männer ihre Opferung hinnahmen und die Profitmacher reich wurden und die Feuer des Hasses durch patriotische Bankette und in Redaktionssesseln angefacht wurden (...). Die moderne Zivilisation wurde auf diesen von Feuern brennenden Feldern zerstört (...). [Es gab] ein monströses Massaker an menschlichen Wesen, die zum selben Gott beteten, die dieselben Freuden des Lebens liebten und einander nicht haßten, solange der Haß nicht durch ihre Beherrscher, ihre Philosophen und ihre Zeitungen ausgelöst und entflammt wurde. Der deutsche Soldat verfluchte den Militarismus, der ihn in dieses Entsetzen getrieben hatte. Der britische Soldat (...) schaute auf seiner Seite der Linie zurück und sah (...) die Übel der Geheimdiplomatie, die mit dem Leben einfacher Menschen jonglierte, so daß der Krieg ohne ihr Wissen oder ihre Zustimmung auf sie herabkam, er sah das Übel der Herrscher, die den deutschen Militarismus (...) wegen seiner Stärke im Wettbewerb haßten, und das Unheil einer Torheit in den Köpfen von Männern, die sie gelehrt hatten, den Krieg als glorreiches Abenteuer zu betrachten (...).«²⁹

Gibbs war nicht der einzige Journalist, der sein Tun bedauerte. Für einen anderen Journalisten, für Harold Begbie war der Krieg »solch ein Zerfleischen durch Metzelei, solch eine unterschiedslose Anarchie der Schlächtereie und der Verstümmelung, solch ein Gemetzel, das an Schmutz und ans Tollhaus erinnerte, wie es seit Beginn aller Zeiten noch niemand erlebt hat.«³⁰

Wie Samuel Hynes, der Herausgeber der Kriegstexte, gezeigt hat, gab es in der britischen Belletristik der 20er Jahre eine Fülle von Werken dieser Art. Ford Madox Fords Held Christopher Tietjens in der Romanserie »Parade's End« personifiziert den Niedergang und Fall der englischen Elite, die von den politischen Abenteurern daheim betrogen wird.³¹ In Michael Arlens »The Green Hat« (1924) gibt es ein ähnliches

aristokratisches Opfer.³² Und Virginia Woolf führt in »Mrs. Dalloway« ein weiteres Kriegsoffer vor: den zum Selbstmord neigenden Exsoldaten Septimus Smith, er ist der Urtyp eines »Mannes, für den die Dinge erledigt sind«, aus dessen Sicht der Krieg die Welt um jede Bedeutung gebracht hat.³³

Besonders fällt auf, wie weit die Nachkriegsschwermut über den literarischen Bloomsbury-Kreis hinausreichte. Selbst ein chauvinistischer Autor wie John Buchan – dessen Kriegserzählung »Greenmantle« [deutsch: »Grünmantel«, Zürich 1971] ein Vorbote des Mythos von »Lawrence of Arabia« war – war nicht immun dagegen. In Buchans Werk »A Prince of the Captivity« (1933) gibt es eine zentrale Gestalt, Adam Melfort, einen asketischen Kriegshelden, der darum kämpft, in der Nachkriegswelt voller Kosmopoliten und Proletarier eine nützliche Verwendung für seine zwanghafte, aufopfernde Tapferkeit zu finden.³⁴ Zu diesem Zeitpunkt drängte es Buchan, sich selbst davon zu überzeugen, daß der Krieg nicht umsonst gewesen war. Und Autoren, die zu jung waren, um irgendeine Rolle im Krieg zu spielen, sahen ihre Aufgabe in der Parteinahme gegen den Krieg. Ein Schlüsselereignis in Lewis Grassie Gibbons »A Scots Quair« (1932-1934) ist die Hinrichtung des Ehemanns der Heldin Chris Ewan wegen Fahnenflucht.³⁵ C.S. Foresters »The General« (1936) leistete eine ganze Menge zur Propagierung des Stereotyps vom vertrottelten, britischen Befehlshaber.³⁶

Doch das (oft halbfiktionale) Zeugnis von ehemaligen Soldaten hat sich als einflußreicher erwiesen als alle belletristischen Werke. Einer der frühesten und langlebigsten Romane eines britischen Veteranen, A.P. Herberts »The Secret Battle« (1919), stützte sich auf den Fall von Edwin Dyett, einem Unterleutnant der Marine, der wegen Feigheit erschossen wurde: Der Kern des Geschehens besteht darin, daß »Harry Penrose« ein tapferer Mann war, dessen Nerven zerrüttet waren, weil er lange den Schrecken des Kampfes ausgesetzt war.³⁷ Ferner veröffentlichte der Leitartikler des *Guardian* und Kriegsveteran C.E. Montague 1922 unter dem Titel »Disenchantment« seine polemischen Erinnerungen, in Großbritannien ganz sicher die einflußreichste aller Veröffentlichungen nach dem Kriege. Als Ergebnis des Krieges, so prägte er eine Formulierung, die immer noch nachhallt, »spürten die Löwen, daß sie die Esel durchschaut hatten«.³⁸

Als 1926 Montagues Roman »Rough Justice« erschien, war er Teil einer

Welle von britischer Kriegsliteratur, es schien, als habe man ein Jahrzehnt gebraucht, um die Erfahrung verständlich zu machen oder zumindest zum Ausdruck bringen zu können. T.E. Lawrence' Werk »Seven Pillars of Wisdom [deutsch: Die sieben Säulen der Weisheit, Stuttgart 1931] erschien 1926 als Privatdruck und wurde in bearbeiteter Form im folgenden Jahr unter dem Titel »Revolt in the Desert« allgemein zugänglich. Ebenfalls 1926 kam es zur Veröffentlichung von Herbert Reads »In Retreat«, und es folgte eine stattliche Zahl weiterer Werke.³⁹ Sassoons bitteres Wort, »der Krieg war ein schmutziger Trick, der gegen mich und meine Generation angewandt worden ist«, zählt zu den vielen Selbsterkundungsversuchen, die man aus den Büchern dieser Zeit zitieren könnte.

Die Verdammnis des Kriegs hallte auch anderswo nach. Henri Barbusse' »Le Feu« (1916) – von dem bis Kriegsende 300 000 Exemplare verkauft wurden – setzte einen frühen Maßstab für den Ekel der Franzosen angesichts des Kriegs an der Westfront. Übertroffen wurde dieses Werk nur durch die niederdrückenden ersten Kapitel des Werks seines politischen Gegners, Louis-Ferdinand Célines »Voyage au bout de la nuit« [deutsch: Reise ans Ende der Nacht, Leipzig 1932].⁴⁰ Im Jahre 1936 ließ Roger Martin du Gard sein Werk »Sommer 1914« erscheinen, der vorletzte Band seiner großen Familienromanserie »Die Thibaults«. Jacques Thibault stirbt, während er im August 1914 versucht, pazifistische Flugblätter an französische und deutsche Soldaten zu verteilen. In dem Jahr, da dieses Buch erschien, schrieb der Autor an einen Freund: »Alles lieber als Krieg! Alles! (...) Nichts, keine Heimsuchung, keine Knechtschaft kann mit dem Krieg verglichen werden (...).«⁴¹

In Deutschland erschien der berühmteste aller Antikriegsromane, Erich Maria Remarques »Im Westen nichts Neues« (1929). Aber Remarque war nicht der einzige Antikriegsautor der Weimarer Zeit. Ähnliche Gefühle wurden in Ludwig Renns »Krieg«, das ein Jahr zuvor erschienen war, zum Ausdruck gebracht. In Österreich erschien Andreas Latzkos »Menschen im Krieg« (1917). Wien brachte auch die schärfste Kritik des Krieges hervor, die für das »Marstheater« (Karl Kraus) verfaßt wurde: Karl Kraus' »Die letzten Tage der Menschheit«, ein Werk, das der Autor 1915 begonnen hatte und schließlich im Mai 1922 publizierte.⁴²

Die Erinnerung an die Schrecken des Krieges lebt auch in der Malerei in schauerlichen Bildern fort. Paul Nash wollte, daß seine unheimlichen,

schlammerfüllten Landschaften wie »The Menin Road« (1919) »die Worte von Männern in Erinnerung rufen, die für jene kämpften, die unentwegt weiter machen wollen (...) und möge es in ihren lausigen Seelen brennen«. ⁴³ Max Beckmanns kurze und traumatische Soldatenkarriere veränderte seinen Stil als Künstler vollkommen, ein Wandel, der von erschütternden Zeichnungen verwundeter Kameraden eingeleitet wurde. ⁴⁴ Auch das Werk von George Grosz war von seinen Erfahrungen als Kriegsfreiwilliger beeinflusst. Seine groteske Zeichnung »Die Glaubensheiler« (datiert 1918) zeigt einen Sanitätsoffizier, der ein Skelett als »kriegsverwendungsfähig« deklariert. Die vom Krieg inspirierten Bilder der Avantgarde haben bis heute ihre schockierende Wirkung nicht verloren. George Leroux' Bild »Hölle« (1917-1918) ist wahrhaftig ein Abbild des Infernos, mit seinen Gasmasken tragenden *poilus* (Spitzname für den französischen Soldaten im Ersten Weltkrieg) und Leichen, die in einer Landschaft von Schlamm, Wasser und dunklem Rauch kaum mehr sichtbar sind. ⁴⁵ Und es ist kaum vorstellbar, daß eine künstlerische Gestaltung die in Max Slevogts »Die Mütter« ausgedrückte Qual einer unendlichen Kolonne wehklagender Frauen längs eines endlosen Grabens voll toter Männer übertreffen könnte. ⁴⁶

Notwendiger Krieg?

Ein Historiker vor allen anderen richtete das Augenmerk auf die Immoralität des »Großen Krieges« und verschaffte dieser Auffassung damit breite Anerkennung. A.J.P. Taylors zuerst 1963 publiziertes Werk »The First World War« bleibt bis heute das erfolgreichste aller Bücher zu diesem Thema: Ende der 80er Jahre waren mindestens eine viertel Million Exemplare davon verkauft. ⁴⁷ Es war das erste für Erwachsene geschriebene historische Werk, das ich als Knabe gelesen habe. Das Foto eines abscheulich verwesenen Soldatenleichnams auf dem Umschlag des Exemplars meiner Eltern bedeutete für mich die erste Begegnung mit einem toten Körper. Taylor widmete dem Krieg eine Untersuchung über Torheit und Sinnlosigkeit: »Die Staatsmänner wurden überwältigt von der Größe der Ereignisse. Auch die Generäle wurden überwältigt (...). Sie alle irrten mehr oder weniger hilflos umher (...). Niemand fragte, was Sinn und Zweck des Krieges war. Die Deutschen hatten den Krieg begonnen, um ihn zu gewinnen; die Alliierten kämpften so, daß sie ihn nicht ver-

loren (...). Den Krieg zu gewinnen war Selbstzweck.«⁴⁸ Dieser sinnlose Krieg wurde außerdem auf unvernünftige und verschwenderische Art geführt: Um Verdun kämpfte man »buchstäblich um des Kämpfens willen«, die dritte Schlacht von Ypern war »die blindeste Schlächtereier eines blinden Krieges«. Taylor neigte keineswegs zur Sentimentalität; aber genau durch seinen scharfen – und zuweilen sarkastischen – Ton ergänzte er die anschaulich erzählten Darstellungen, die kurz vorher in englischer Sprache erschienen waren: Sie stammten von Leon Wolff, Barbara Tuchman, Alan Clark und Alistair Horne.⁴⁹ Zu jener Zeit, da diese Bücher erschienen, wettete Robert Kee gegen den »gigantischen Schwindel, durch den führende Politiker und Generäle (...) mächtiger und wohlhabender wurden (...) auf Kosten von Millionen Männern in einer Hölle (...) die in gewisser Hinsicht den Konzentrationslagern entsprach, die für NS-Deutschland unverzichtbar waren«, eine Analogie, die kein deutscher Autor ziehen würde.⁵⁰ In den Jahren, die seitdem vergangen sind, ist diese Leidenschaft nicht erloschen. Sich auf die Erinnerungen von Kriegsveteranen und die Entrüstung ihres Autors stützend, haben Lyn Macdonalds Bände über die entscheidenden Phasen des Krieges an der Westfront dazu beigetragen, die Vorstellung zu bekräftigen, daß der Krieg die schiere Hölle darstellte und die Soldaten deren Opfer waren.⁵¹ Und britische Generäle werden weiterhin als »Metzger und Stümper« bezeichnet.⁵²

Es ist jedoch wichtig zu erkennen, daß all diese Positionen innerhalb der historischen Zunft nur von einer Minderheit vertreten werden. Tatsächlich hat eine überraschend große Zahl von Historikern darauf bestanden und pocht immer noch darauf, daß der Erste Weltkrieg nicht »sinnlos« war. Wenn er eine grauenvolle Seite besaß, dann handelte es sich dabei in ihren Augen um ein notwendiges Übel.

Selbstverständlich hat man seit Beginn des Ersten Weltkrieges immer wieder versucht, diesen zu rechtfertigen. Die verschiedenen am Krieg beteiligten Regierungen hatten es eilig, ihre eigenen offiziellen Erklärungen für den Kriegsausbruch in Büchern in verschiedenen Schattierungen zu publizieren: Es gab das belgische Graubuch, das österreichische Rotbuch, das russische Schwarzbuch und das deutsche Weißbuch.⁵³ Zeitungen und Verlage schickten sich hastig an, den Krieg zu rechtfertigen. Allein in Großbritannien gab es bis Ende 1915 bereits sieben Geschichtsserien: diejenigen der *Times* und des *Guardian* sowie

auch aus dem Augenblick heraus entstandene Geschichtswerke von anerkannten Autoren wie John Buchan, Sir Arthur Conan Doyle, William Le Queux, sogar von Edgar Wallace. Bis Kriegsende hatte es Buchan geschafft, nicht weniger als 24 Bände auf den Markt zu bringen. Das war sogar mehr, als die *Times* zuwege brachte (sie lag mit 21 Bänden an zweiter Stelle).⁵⁴ Was all diese Bände gemeinsam haben, ist ein unerschütterliches Vertrauen in die Unanfechtbarkeit der britischen Sache.

Dasselbe läßt sich über die nach dem Krieg publizierten offiziellen Kriegsgeschichten sagen. Es ist unmöglich, deren Spielraum und Umfang hier gerecht zu werden. Für Großbritannien stellt Sir James Edmonds 14bändige Darstellung des Landkrieges an der Westfront das umfangreichste Unternehmen dar.⁵⁵ Für die Sieger war der Krieg verhältnismäßig leicht zu rechtfertigen: Aus britischer Sicht hatte Deutschland eine Bedrohung des Empire dargestellt, und das britische Weltreich war der Herausforderung erfolgreich begegnet. Unter den Umständen, die sich in Deutschland aus Niederlage und Revolution ergaben, war die Aufgabe schwieriger. Dennoch ist das 14bändige Reichsarchiv-Werk »Der Weltkrieg« von hartnäckigem Stolz auf die operativen Erfolge der Deutschen erfüllt. Bezeichnenderweise erblickte der Schlußband des Reihenwerkes nicht vor Ende des Zweiten Weltkriegs das Licht der Öffentlichkeit.⁵⁶

Weniger apologetisch waren ihrer Natur nach Dokumentensammlungen, die nach 1918 veröffentlicht wurden. Selbstverständlich stellte die bolschewistische Regierung in Rußland die von ihr herausgegebenen Dokumente gemäß ihrer Perspektive auf das Geschehen zusammen: Hier wurde der Krieg als eine imperialistische Selbstmordtat hingestellt.⁵⁷ Aus ähnlichem politischen Blickwinkel legten der deutsche Sozialdemokrat Karl Kautsky und andere Autoren eine Dokumentensammlung vor.⁵⁸ Zwiespältiger waren die Ergebnisse der Untersuchungsausschüsse der deutschen Nationalversammlung und des Reichstags über die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs, wobei die führenden Verantwortlichen Deutschlands aus der Zeit vor der Revolution 1918 die Chance erhielten, belastende Fragen zu beantworten.⁵⁹ Die Deutschen setzten mit dem gewaltigen Werk »Große Politik der europäischen Kabinette« einen neuen Maßstab (40 Bände in 54 Teilbänden, veröffentlicht zwischen 1922 und 1926, die den gesamten Zeitraum von 1871 bis 1914 behandeln). Das Gesamtwerk war ursprünglich als Antwort auf die »Kriegsschuld«-Klausel des Versailler Vertrags geplant und traf daher auf subtile Weise

eine Auswahl zugunsten des wilhelminischen Deutschland. Dennoch war und bleibt die »Große Politik« der Ausgangspunkt für die Arbeit aller Diplomatiehistoriker.⁶⁰ Der Erfolg dieses Werkes drängte Großbritannien und Frankreich zu eigenen Großprojekten. Diese bestanden einerseits in den elf Bänden der Dokumente des englischen Außenministeriums, des Foreign Office, herausgegeben von G.P. Gooch und H. Temperley, »British Documents on the Origins of the War, 1898-1914« (1926-1938)⁶¹, und andererseits in den weniger schnell produzierten »Documents diplomatiques français« (1929-1959) auf französischer Seite.⁶²

Schließlich liegen die Memoiren der Verantwortlichen – mit vielfältigen Rechtfertigungsversuchen – vor. Die »führenden Militärs« waren am schnellsten mit ihren Memoiren auf dem Markt. Sir John French veröffentlichte sein Buch »1914« ein Jahr nach dem Waffenstillstand. Sir Ian Hamiltons »Gallipoli Diary« erschien 1920; während Sir William Robertsons »Soldiers and Statesmen« sechs Jahre später herauskam.⁶³ Auf deutscher Seite veröffentlichten Erich Ludendorff und Alfred Tirpitz bereits 1919 ihre Erinnerungen, gefolgt von Erich von Falkenhayn 1920.⁶⁴ Die Politiker schrieben langsamer. Theobald von Bethmann Hollweg, Reichskanzler 1909-1917, besaß gute Gründe für eine rasche Rechtfertigung: Die zweibändigen »Betrachtungen zum Weltkrieg« erschienen bereits 1919/1921.⁶⁵ Der deutsche Kaiser Wilhelm II. hinkte mit seinem Erinnerungsband »Ereignisse und Gestalten« (1922) nur wenig hinterher und bestand darauf, daß die Ententemächte einen Angriffskrieg gegen ein unschuldiges Deutschland geplant hätten.⁶⁶ Winston Churchill (1908 Wirtschaftsminister, 1910 Innenminister, 1911-1915 Erster Lord der Admiralität) brachte den ersten Band seines Werkes »The World Crisis« ebenfalls 1922 heraus; der liberale britische Ministerpräsident (1908-1916) Herbert Asquith publizierte »The Genesis of the War« im Jahre 1923, es folgten 1928 seine »Memories and Reflections«; Außenminister (1905-1916) Sir Edward Grey, der nun Viscount Grey of Falloden hieß, veröffentlichte im Jahre 1925 »Twenty-Five Years«; und der konservative Politiker und Zeitungsbesitzer (und 1918 Informationsminister) Lord Beaverbrook ließ sein Buch »Politicians and the War« im Jahre 1928 erscheinen.⁶⁷ Der Ministerpräsident (1916-1922) und vormalige Schatzkanzler (1908-1915) David Lloyd George bildete mit seinen sechsbändigen »War Memoirs« (1933 bis 1936) den Schlußpunkt in dieser Reihe.⁶⁸

Nur wenige der Memoirenschreiber wagten die Greuel des Krieges zu verniedlichen, jedoch bestanden fast alle auf seiner Unabwendbarkeit. Die von britischen Politikern am häufigsten zum Ausdruck gebrachte Ansicht lautete, der Krieg sei das Ergebnis von derart gewaltigen historischen Kräften gewesen, daß kein menschliches Tun ihn hätte verhindern können. »Die Nationen schlitterten in den kochenden Kessel des Krieges hinein«, schrieb Lloyd George in einer berühmten Passage seiner Kriegserinnerungen. Und dies war keineswegs die einzige Metapher, die er bemühte, um die gewaltigen, unpersönlichen Kräfte zu veranschaulichen.⁶⁹ Und Churchill benutzte in seiner »World Crisis« dasselbe Sternengleichnis:

»Man muß sich den Verkehr der Nationen in jenen Tagen (...) als eine erstaunliche Organisation der Kräfte (...) vorstellen, (...) die wie Himmelskörper sich einander im Raume nicht ohne (...) tiefgreifende magnetische Reaktionen annähern konnten. Gerieten sie zu nahe aneinander, dann wurden die Blitze ausgelöst, und über einen bestimmten Punkt hinweg, konnten sie ganz und gar aus den Umlaufbahnen herausgezogen werden, (...) in denen sie sich bewegten, und miteinander kollidieren.«⁷⁰

Bildkräftige Vergleiche mit klimatischen Erscheinungen waren gleichfalls beliebt. So erinnerte sich Churchill an »eine seltsame Stimmung in der Luft«, Grey schob einen Teil der Schuld auf die »miserable und ungesunde Atmosphäre«. Ein dubioser deutscher Kriegsveteran gebrauchte in seinen Erinnerungen an den Krieg weitgehend dieselbe Sprache:

»Was mir einst als Junge wie faules Siechtum erschien, empfand ich nun als Ruhe vor dem Sturme. Schon während meiner Wiener Zeit lag über dem Balkan jene fahle Schwüle, die den Orkan anzuzeigen pflegte, und schon zuckte manchmal auch ein hellerer Lichtschein auf, um jedoch rasch in das unheimliche Dunkel sich wieder zurückzuverlieren. Dann aber kam der Balkankrieg, und mit ihm fegte der erste Windstoß über das nervös gewordene Europa hinweg. Die nun kommende Zeit lag wie ein schwerer Alpdruck auf den Menschen, brütend wie fiebrige Tropenglut, so daß das Gefühl der herannahenden Katastrophe infolge der ewigen Sorge endlich zur Sehnsucht wurde: der Himmel möge endlich dem Schicksal, das nicht mehr zu hemmen war, den freien Lauf gewähren. Da fuhr denn auch schon der gewaltige Blitzstrahl auf die Erde nieder: Das Wetter brach los und in den Donner des Himmels mengte sich das Dröhnen der Batterien des Weltkriegs.«⁷¹

So Adolf Hitler im fünften Kapitel von »Mein Kampf«.

Für die Politiker, die den Krieg »gemacht« hatten – im Unterschied zu

jenen, die wie Hitler durch ihn »gemacht« wurden –, ist es leicht zu erklären, warum die auf eine Naturkatastrophe anspielenden Bilder sie so sehr ansprachen. Zu einem Zeitpunkt, da man den Krieg als das größte Unheil der modernen Zeit betrachtete, dienten diese Metaphern dazu, die Behauptung der Politiker zu illustrieren, es habe jenseits ihrer Macht gestanden, den Weltkrieg zu verhindern. Grey stellte expressis verbis fest, daß der Krieg »unvermeidlich« gewesen sei.⁷² Bereits im Mai 1915 hatte er eingestanden, eines »seiner stärksten Gefühle« während der Julikrise 1914 sei es gewesen, »daß er selber keine Macht habe, politische Entscheidungen zu treffen«.⁷³ »Ich pflegte mich selber zu quälen«, gab er im April 1918 zu, »indem ich mich fragte, ob ich durch Vorsicht oder Weisheit den Krieg hätte vermeiden können, aber ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß kein Mensch ihn hätte verhindern können.«⁷⁴ Zwei Monate zuvor hatte sich Bethmann Hollweg ähnlich geäußert: Er habe sich immer wieder gefragt, was er hätte unternehmen können, um den Krieg zu verhindern, und ob er überhaupt aufzuhalten war.⁷⁵ Es nimmt nicht wunder, daß für ihn eine Alternative unvorstellbar war.

Einige Historiker schreiben die Anspielungen auf die Naturkräfte fort, die die großen Mächte in den Abgrund trieben. Eric Hobsbawm hat den Ausbruch des Krieges mit einem Feuer und einem Gewitter verglichen. Corelli Barnett hat die britische Regierung mit »einem Mann [gleichgesetzt], der in einem Faß den Niagarafall hinuntertreibt«, und Norman Davies hat das Gleichnis von einem Erdbeben benutzt, das durch eine Verschiebung von Kontinentalplatten verursacht worden ist.⁷⁶

Andere stellen die Unvermeidbarkeit des Krieges heraus, ohne auf derartige Bilder zurückzugreifen. Unermüdliche Sozialdarwinisten teilten beispielsweise die Ansicht des früheren österreichischen Generalstabschefs (1906-1911; 1912-1917) Franz Conrad von Hötzendorf: Aufgrund des »treibenden Prinzips [des] (...) Daseinskampfes der Menschheit (...) hat sich unvermeidbar und unaufhaltbar die Katastrophe des Weltkriegs vollzogen«.⁷⁷ Einige deutsche Historiker der Zwischenkriegszeit fanden Gefallen an der geopolitischen Interpretation, daß Deutschland als das »Land in der Mitte« besonders verwundbar gegenüber einer Einkreisung war und daher zwischen bismarckschen »Notbehelfen« und einem wilhelminischen Präventivkrieg zu wählen hatte.⁷⁸ Auch Historiker außerhalb Deutschlands stellten abstraktere, überpersönliche Hypothesen auf oder entwickelten Systemtheorien. Der Amerikaner Sidney Fay

verbreitete sich über Präsident Woodrow Wilsons These, der Krieg sei das Ergebnis von Fehlern im internationalen System gewesen, es hätte nur geheime, vertraglich bindende Allianzen gegeben und Mangel an unabhängigen Verhandlungsmechanismen geherrscht.⁷⁹ Andere Autoren folgten Lenins Ansicht, daß der Krieg eine Folge imperialistischer Wirtschaftsrivalitäten sei, die den Arbeitern Europas durch kapitalistische Interessen aufgezwungen wurden – eine bemerkenswerte argumentative Umstellung der Richtung, die in der Vorkriegszeit Männer der Linken von Karl Kautsky bis J.A. Hobson vertraten, denen zufolge die Kapitalisten zu gerissen seien, um ihre eigene Selbstzerstörung zu beabsichtigen.⁸⁰ Dieser Ansatz – der sich in der Geschichtsschreibung der Deutschen Demokratischen Republik zu einem Dogma verhärtete – besitzt immer noch einige verstreute Anhänger.⁸¹

Als die Welt später am Rande eines dritten und letzten Weltkriegs zu stehen schien, tauchte im Kielwasser des globalen Konfliktes das Argument auf, die Pläne, die von den Generalstäben als Antwort auf technische Wandlungsprozesse entwickelt worden seien, hätten einen Krieg »nach Fahrplan« von einem bestimmten Punkt an unabwendbar gemacht: »Alle Beteiligten sind von einem bestimmten Punkt an gleichsam zu Gefangenen der Genialität ihrer Vorbereitungen geworden.«⁸² Arno Mayer versuchte, vom deutschen Beispiel ausgehend, eine Generalisierung und deutete an, der Krieg sei durch inneren politischen Druck in allen wichtigen Teilnehmerstaaten verursacht worden, in denen allerorten aristokratische Eliten danach strebten, die Bedrohung durch Demokratie und Sozialismus abzuwehren, indem sie eine Art von Teufelspakt mit dem radikalen Nationalismus schlossen.⁸³ Einer demographischen Erklärung zufolge trug der Krieg dazu bei, »die Überfüllung in ländlichen Gebieten abzubauen«.⁸⁴ Schließlich gibt es das kulturelle Interpretationswerkzeug, demzufolge der Krieg das Produkt komplexer Ideengebilde wie dem des »Nationalismus«, des »Irrationalismus« und des »Militarismus« war.⁸⁵ Diese Gedanken waren von niemand anderem als vom deutschen Reichskanzler Bethmann Hollweg im August 1914 vorweggenommen worden.⁸⁶

Für Bethmann Hollweg, den die Frage quälte, ob man den Krieg »hätte vermeiden können«, gab es nur eine zulässige Schlußfolgerung: Die Schuld mußte allen Nationen zufallen. Aber, so setzte er hinzu, auch Deutschland trage einen beträchtlichen Teil der Verantwortung.⁸⁷

Eine ganz andere Deutung von weitgreifender Wirkung lautete freilich, der Erste Weltkrieg sei gerade wegen des Verhaltens der deutschen Führung einschließlich Bethmann Hollwegs unvermeidlich gewesen.

Die meisten britischen Politiker neigten in ihren Erinnerungen ähnlich wie im August 1914 zu der Behauptung, Großbritannien habe unter einer moralischen und vertraglichen Verpflichtung gestanden, die Neutralität Belgiens gegen einen deutschen Angriff zu verteidigen. Asquith hat dies so erklärt: »Für Menschen unseres Blutes und unserer Geschichte ist es unmöglich danebenzustehen, (...) während ein großer, brutaler Kerl sich daran macht, ein Opfer, das ihn nicht provoziert hat, zu verprügeln und zu Boden zu trampeln.«⁸⁸ Lloyd George teilte diese Ansicht.⁸⁹ Das Argument, die britische Intervention sei wegen der Verletzung der belgischen Neutralität unvermeidlich gewesen, ist seitdem von Historikern stets erneut vorgetragen worden.⁹⁰

Dennoch von größerer Bedeutung war – gewiß für Grey und Churchill – ein zweites Argument: Großbritannien »konnte um unserer eigenen Sicherheit und Unabhängigkeit willen nicht zulassen, daß Frankreich durch aggressives Handeln Deutschlands vernichtet werde«.⁹¹ Für Churchill strebte ein »kontinentaler Tyrann« nach der »Weltherrschaft«.⁹² In seinen Memoiren nahm Grey beide Argumente auf: »Unser sofortiger und auf Einigkeit beruhender Eintritt in den Krieg war auf den Angriff gegen Belgien zurückzuführen.«⁹³ Und er fuhr fort: »Mein eigenes instinktives Gefühl [jedoch] sagte mir, daß (...) wir Frankreich zu Hilfe eilen sollten.«⁹⁴ Hätte Großbritannien abseits gestanden, »dann würde Deutschland den gesamten europäischen Kontinent und Kleinasien beherrscht haben, denn die Türken hätten auf der Seite eines siegreichen Deutschlands gestanden.«⁹⁵ »Beiseite zu stehen, würde die Knechtung durch Deutschland bedeutet haben; die Unterwerfung Frankreichs und Rußlands; die Isolierung Großbritanniens, den Haß auf [Großbritannien] seitens jener, die sein Eingreifen gefürchtet, und jener, die es gewünscht hatten; und letztendlich hätte dies dazu geführt, daß Deutschland die gesamte Macht auf dem Kontinent ausüben würde.«⁹⁶ Nach K.M. Wilson war dieses auf den eigenen Nutzen bedachte Motiv wichtiger als das Schicksal Belgiens, das hauptsächlich durch die britische Regierung in den Vordergrund gestellt wurde, um das Gewissen wankender Kabinettsmitglieder zu beschwichtigen und die Opposition aus den Regierungsgeschäften herauszuhalten. Mehr als alles andere sei der Krieg deswegen

ausgefochten worden, weil es in Großbritanniens Interesse lag, Frankreich und Rußland zu verteidigen und »die Stabilisierung Europas unter einem potentiell feindseligen Regime« zu verhüten.⁹⁷ David French vertritt eine ähnliche Ansicht⁹⁸; das gleiche gilt für die meisten Synthesen aus jüngster Zeit⁹⁹ sowie für Paul Kennedys Werk »The Rise of the Anglo-German Antagonism«.¹⁰⁰ Nach Trevor Wilsons Auffassung strebte Deutschland »nach einer europäischen Hegemonie, die mit der Unabhängigkeit Großbritanniens nicht zu vereinbaren war«.¹⁰¹

Es stellt wohl keine allzu große Überraschung dar, daß britische Historiker in dieser Art und Weise argumentiert haben. Zur Zeit der Ereignisse lautete die am häufigsten geäußerte Rechtfertigung für den Krieg, es sei notwendig gewesen, dem preußischen Militarismus eine Niederlage zu bereiten. Zusätzlich wies man auf die »Abscheulichkeit« des Preußentums hin, die sich beispielsweise an den Greueln zeigen sollte, die das deutsche Heer gegen die belgische Zivilbevölkerung beging. Dies war eine Argumentation, die Liberale, Konservative und Sozialisten gleicherweise ansprach; es war außerdem eine Erklärung, die mit einer Abneigung gegenüber der Schlächtereie des Krieges vereinbart werden konnte. Die Auffassung, Deutschland habe einfach Einhalt geboten werden müssen, hätte nicht solange fortleben können, wäre ihr nicht in den 60er Jahren von der deutschen Wissenschaft Unterstützung zugewachsen. Die Publikation von Fritz Fischers grundlegendem Werk »Griff nach der Weltmacht« 1961 löste innerhalb der deutschen Historikerkunft einen tiefen Schock bei den konservativeren Zeitgenossen aus, gelangte Fischer in seinem Buch doch zu der Schlußfolgerung, die deutschen Kriegsziele im Ersten Weltkrieg hätten sich kaum von jenen unterschieden, die Hitler im Zweiten verfolgte.¹⁰² Für die britischen Leser bestärkte das nur eine alte Hypothese: daß das wilhelminische Deutschland in der Tat nach einer Weltmachtstellung gestrebt habe, die nur auf Kosten Großbritanniens erreicht werden konnte. Für deutsche Historiker jedoch schien die »Kontinuitätsthese« nicht nur die »Kriegsschuld«-Paragraphen des Versailler Vertrages mit neuem Leben zu erfüllen. Ernster zu nehmen war, daß sie das Argument bekräftigte, die Jahre 1933 bis 1945 hätten innerhalb der modernen deutschen Geschichte keineswegs einen Schritt vom Wege dargestellt, sondern sie seien nur der Gipfelpunkt einer tief verwurzelten, dauerhaften Abweichung von irgendeiner anglo-amerikanischen Norm gewesen.¹⁰³ *Alles war falsch* – sogar das Bismarckreich.

Fischers Beweisführung stützte sich auf Dokumente, die er in den damals ostdeutschen Archiven in Potsdam einsehen konnte. Und auf den ersten Blick schien es einigen Kritikern im Westen, daß er die marxistisch-leninistischen Deutungsmuster rechtfertige. Doch seine Forschungsarbeiten besaßen eine gewaltige Überzeugungskraft für eine jüngere Generation von Historikern in Westdeutschland, die darin eine nachholende Bestätigung von Anschauungen sah, die Eckart Kehr in den 20er Jahren über die Mißstände des Reichs vor 1914 geäußert hatte. Fischer persönlich folgte den Fingerzeigen einiger dieser jüngeren Autoren, indem er Deutschlands expansionistische Außenpolitik zur Innenpolitik in Beziehung setzte. Letztere war danach durch den übermäßigen politischen Einfluß der reaktionären Aristokratie, der ostelbischen Junker und der antisozialistischen Industriellen an der Ruhr geprägt. Kehr hatte die Fehler der wilhelminischen Außenpolitik vor 1914 auf das Primat der sehr engen ökonomischen Interessen dieser Gruppen zurückgeführt.¹⁰⁴ Nun bot sich die Gelegenheit, diese These auf den Krieg auszudehnen.

Es war denkbar, Fischers Beweisführung im Hinblick auf eine ganze Reihe von Einzelpunkten und Interpretationen zu kritisieren. Gab es wirklich, wie Fischer in seinem Buch »Krieg der Illusionen« zu zeigen versuchte, einen Kriegsplan, der auf den Dezember 1912 zurückging und sich auf die Überzeugung gründete, bei einem Eroberungskrieg gegen Rußland und Frankreich könne die Neutralität Großbritanniens sichergestellt werden?¹⁰⁵ Oder ging der deutsche Reichskanzler Bethmann Hollweg eine Art von »kalkuliertem Risiko« ein, indem er mit einem örtlich begrenzten Krieg spielte, um die »Handlungsfreiheit« des Reichs zu erhalten – wenn nicht, um das Reich selber zu bewahren?¹⁰⁶ Oder versuchte er vielmehr, ein Kolonialreich in Afrika zu erlangen, indem er Frankreich auf den Schlachtfeldern Europas schlug, und hoffte er dabei, Großbritannien auf irgendeine Weise neutral halten zu können?¹⁰⁷

Das andere Gegenargument zur These von der deutschen »Alleinschuld« lautet, daß alle europäischen Staaten ihre imperialistischen Kriegsziele verfolgten und daß ihre militaristischen Eliten das ebenfalls taten. In den vergangenen Jahrzehnten sind eine Reihe von Einzelstudien erschienen, die sich mit der Außen- und Militärpolitik der wichtigsten am Krieg teilnehmenden Staaten beschäftigen.¹⁰⁸ Ausgehend von diesen Untersuchungen, gelangten andere Historiker zu einer neuen Einschätzung der Ursprünge des Krieges aus internationaler Perspektive.¹⁰⁹ Für

eine Reihe von Fischers Kritikern hat die Ausdifferenzierung in den Forschungsergebnissen eine willkommene Schwerpunktverlagerung weg von der »These der Alleinverantwortung« dargestellt.¹¹⁰

Doch bereits im Jahre 1965 hatte es sich Immanuel Geiss mit seiner einflußreichen Sammlung von Dokumenten zur Julikrise 1914 zum Ziel gesetzt, den Vorwurf zurückzuweisen, daß Fischers These sich allein auf Deutschland konzentriere. Die Dokumentation stützte sich auf die Sammelbände, die von den kriegführenden Mächten in den 20er Jahren und später veröffentlicht worden waren. Geiss gelangte zu dem Schluß, die unmittelbaren Kriegsursachen hätten zwar in der Unterstützung der deutschen Regierung für eine österreichische Strafmaßnahme gegen Serbien gelegen, der Krieg habe aber seine Wurzeln in der deutschen *Weltpolitik* gehabt, die von Großbritannien als eine Bedrohung empfunden werden mußte. »Deutschland [war] der Angreifer (...), denn die deutsche Politik des kalkulierten Risikos und der gezielten Provokation gegen Rußland in Gestalt des von Österreich gegen Serbien exekutierten lokalen Blitzkrieges trieb Rußland, Frankreich und England in eine Position hinein, in der sie nicht anders handeln konnten, wollten sie nicht vor dem massiven deutschen Machtanspruch zurückweichen und als Großmächte abdanken.«¹¹¹ Geiss' spätere Synthese »Der lange Weg in die Katastrophe. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs 1815-1914«, langt noch weiter und argumentiert, daß der Erste Weltkrieg das unvermeidliche Ergebnis der nahezu ein halbes Jahrhundert zuvor erfolgten deutschen Vereinigung war.¹¹² Deutschland war der »signifikanteste Krisenpunkt« im Jahre 1848, war Schauplatz der »extremsten Version« des europäischen Nationalismus in den 1860er Jahren, und, nachdem es einmal vereinigt war, die »stärkste Macht auf dem Kontinent«.¹¹³ Für Geiss besaß die deutsche »Weltpolitik (...) direkt in den Ersten Weltkrieg führende Konsequenzen (...). Indem sich die Deutschen nach der Kontinentalpolitik Bismarcks auch weltpolitisch exponierten, schufen sie selbst die entscheidenden Konflikte, die zum Ersten Weltkrieg eskalierten (...).«¹¹⁴ All das legt die Schlußfolgerung nahe, daß es der zentrale Fehler der deutschen Außenpolitik gewesen sei, die Möglichkeit eines *rap-prochement* mit England zu verschmähen: »Weltpolitisch kam schon allein der Bau der zweitstärksten Schlachtflotte durch die stärkste Militärmacht einer Kriegserklärung an England und den Rest der Welt gleich.«¹¹⁵ Inzwischen bestehen einige eher konservativ gesonnene

Historiker darauf, daß diese Herausforderung Großbritanniens legitim war. Aber die Realität dieser Kampfansage wird für sich genommen nicht in Zweifel gezogen.¹¹⁶ Die deutsch-britische Konfrontation ist auf diese Weise zu einem der am stärksten überschätzten Ereignisse der modernen Geschichte geworden.

Vermeidbarer Krieg?

Bedeutet dies also, daß die Kriegerdenkmale in Großbritannien recht haben? Starben die »vielen«, an die durch den unbekannten Soldaten in Westminster Abbey erinnert wird, wirklich

FÜR KÖNIG UND VATERLAND
FÜR IHRE LIEBEN DAHEIM UND DAS EMPIRE
FÜR DIE HEILIGE SACHE DER GERECHTIGKEIT UND
DIE FREIHEIT DER WELT

Hatten die früheren Mitschüler, an die im Ehrenhof von Winchester College erinnert wird, wirklich »ihr Leben für die Menschheit hingegeben«, ganz zu schweigen von Gott, ihrem Land und ihrer Schule?¹¹⁷ Sind die ehemaligen Schüler der Hampton School wirklich gestorben, »um alles zu verteidigen, was dem Herz des Engländers teuer ist, unser Ehrenwort (...) Freiheit (...) [und] konstitutionelle Freiheiten«?¹¹⁸

Die meisten (wenn nicht alle) Kriegerdenkmäler, die sich auf Plätzen, Schulen und Kirchhöfen überall in Europa befinden, ob sie nun idealisierte Krieger oder trauernde Frauen porträtieren oder (wie in Thiepval) nur Namen in Stein oder Bronze auflisten, erhärten die Überlieferung, daß jene, die im Krieg den Tod fanden, nicht umsonst gestorben sind.¹¹⁹ »Morts pour la Patrie« ist die am häufigsten vorkommende Inschrift auf den französischen »monuments aux morts«, ob sie nun dem Heldengedenken, politischen Zwecken oder als Friedhöfe dienen.¹²⁰ »Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen«, so die Inschrift am Hamburger Kriegerehrenmal am Dammtor, an dem ich jeden Tag vorbeikam, als ich in Hamburg studierte. Nur wenige Kriegerdenkmäler deuten darauf hin, daß das »Opfer« jener, an die sie erinnern, vergebens war.¹²¹

Die Grundfrage, die dieses Buch zu beantworten sucht, entspricht also jener, die sich jeder Besucher in Thiepval, Douaumont oder Langemark

stellt: *lohn*ten sich all diese Opfer – insgesamt mehr als neun Millionen Tote – wirklich? Diese Frage drängt sich auf, aber sie ist in vielfacher Hinsicht komplexer, als es den Anschein hat. Um genau zu sein: War Großbritannien im Jahre 1914 wirklich mit einer derartigen Bedrohung seiner Sicherheit konfrontiert, daß es notwendig war, Millionen von kaum ausgebildeten Rekruten über den Kanal und noch weiter fortzuschicken, um Deutschland und seine Verbündeten zu zermürben? Was genau war es denn, was die britische Regierung zu erreichen suchte, indem sie in den Krieg eintrat? Das sind die Fragen, denen in den ersten sechs Kapiteln dieses Buches nachgespürt wird, in denen es darum geht, die Gefährdungen einzuschätzen, denen jede Seite gegenüberstand oder gegenüberzustehen meinte.

Diese Bedrohungen hatten die Tendenz, aus dem Gesichtskreis zu rücken, sobald der Krieg ausgebrochen war. Nachdem sie den Krieg begonnen hatten, wurde es für die führenden Politiker und Generäle, wie Taylor gesagt hat, immer mehr Selbstzweck, ihn zu gewinnen. Gleichzeitig verleitete die Verbindung von Zensur und spontaner Kampfbegeisterung viele Zeitungen dazu, Absichten, die auf Kompromisse abzielten, zu diskreditieren und Forderungen nach Annexionen und anderen »Kriegszielen« zu unterstützen, die nur durch einen uneingeschränkten Krieg erreichbar waren. In Kapitel sieben wird untersucht, wie weit die Unterstützung der Bevölkerung für den Krieg reichte, auf die sich die Historiker zumindest für die Anfangsphase so oft berufen, und stellte diese etwa ein Ergebnis der Bemühungen der modernen Massenmedien dar?

Warum erwies sich ein eindeutiger Sieg als derart unerreichbar? Die Ressourcen waren auf beiden Seiten begrenzt: Ein Land, das sich in finanzieller und materieller Hinsicht übernahm, um kurzfristige Erfolge auf den Schlachtfeldern zu erzielen, konnte bei einem lang andauernden Konflikt am Ende verlieren. Der Nachschub an Munition konnte ausbleiben. Das Angebot an Arbeitskräften – insbesondere qualifizierten – konnte sich erschöpfen, die Arbeiterschaft in den Streik treten. Die Nahrungsquellen für Uniformierte und Zivilisten konnten ebenfalls versiegen. Die innere und die äußere Verschuldung konnte soweit ansteigen, daß ein Land unter der Schuldenlast zusammenbrach. Weil die genannten Faktoren eine ebenso große Rolle spielten wie das, was auf dem Schlachtfeld geschah, stellt der Erste Weltkrieg gleichermaßen eine Heraus-

forderung für die Wirtschafts- wie für die Militärgeschichte dar. Aber ökonomisch gesehen war der Krieg eine von vornherein entschiedene Angelegenheit – oder hätte es zumindest sein sollen –, so ungeheuer groß waren die Ressourcen des Bündnisses unter der Führung von Großbritannien, Frankreich und Rußland im Vergleich zu Deutschland und seinen Verbündeten. Kapitel acht versucht zu ergründen, warum dieser Vorteil nicht schon ohne die amerikanische Unterstützung den Sieg herbeiführte, und meldet Zweifel an der weitverbreiteten Ansicht an, daß die deutsche Kriegswirtschaft nicht effizient organisiert war.

Stellte die Strategie den Schlüssel zum Ergebnis des Krieges dar? Dieser Frage widmet sich Kapitel neun. In mancher Hinsicht waren das Patt an der Westfront und die Ergebnisse des »indirekten Vorgehens« auf anderen Kriegsschauplätzen, das keine Entscheidung herbeiführte, unvermeidliche Konsequenzen der Militärtechnik. Doch die Strategie, die sich beim Ausbleiben entscheidender Durchbrüche mehr oder weniger zwangsläufig ergab – nämlich die Ermattungs- oder Zermürbungsstrategie –, konnte nicht zum Erfolg führen. Eine gemeinsame Schlußfolgerung, die unterdessen in der Pattsituation von Generälen auf beiden Seiten gezogen wurde, lautete, daß ihr Ziel darin bestehen müsse, über die Zahl der eigenen Verluste hinaus feindliche Soldaten zu töten. Auf dieser Basis ist es möglich, den Wert des Opfers an Menschenleben in strikt militärischen Begriffen anzugeben, indem man »den Nettoverlust« berechnet, die Anzahl der Getöteten auf der einen Seite minus die Anzahl der Getöteten auf der anderen. Unter Benutzung von monatlichen und anderen detaillierten Opferzahlen erfolgt die Bestimmung der militärischen Effektivität. Militärisch kann der Wert des Todes eines bestimmten Soldaten durch die Zahl der feindlichen Soldaten ausgedrückt werden, die er seinerseits durchschnittlich direkt oder indirekt zu töten imstande war, bevor er selber das Leben verlor. Die Einschätzung militärischer Effizienz auf diese Art ist ein makabres Geschäft, aber die Logik hat ihre Wurzeln in den Köpfen der Generäle und Politiker jener Zeit. Nach diesen Maßstäben beurteilt, erfreuten sich die Mittelmächte einer beträchtlichen Überlegenheit, was die Frage aufwirft, warum *sie* den Krieg verloren. Eine weitere Möglichkeit (sie wird in Kapitel zehn untersucht) besteht darin, daß die beiden Maßstäbe – ökonomische Effizienz und militärische Effektivität – kombiniert in einer Betrachtung untersucht werden. Mit anderen Worten: Es ist möglich, daß es nicht nur wichtig war, wie viele

Leute auf der gegnerischen Seite man tötete, sondern auch, wieviel es kostete, sie zu töten. Wenngleich aus dieser Sichtweise die Mittelmächte noch erfolgreicher hätten sein müssen.

Um die Frage zu beantworten, warum die Deutschen den Krieg verloren haben, müssen wir darum über die nackten Nettoverlustzahlen hinausblicken. Wir müssen auch kleinere Opfer in Betracht ziehen, die von Soldaten gemacht wurden, die nicht getötet, sondern nur verwundet oder gefangengenommen wurden. Die letzteren spielen in meiner Analyse eine besondere Rolle. Denn obwohl ihr Schicksal von ihrem persönlichen Standpunkt aus jenem ihrer toten oder verstümmelten Kameraden vorzuziehen war, bedeutete aus der Perspektive der Generäle ein gefangengenommener Soldat ebensosehr einen Verlust wie ein getöteter. In gewisser Hinsicht stellte er sogar einen noch schwerwiegenderen Verlust dar: Lebend konnte er nämlich dem Feind Informationen liefern oder billige Arbeitskraft zur Verfügung stellen. Bei der Einschätzung der Verluste, die die eine Seite der anderen zufügte, müssen wir die Soldaten in Gefangenschaft genauer betrachten als Verwundete, weil ein beträchtlicher Teil der Verwundeten wieder in die kämpfenden Truppen integriert werden konnte. Das führt zu einigen fundamentalen Fragen nach den Motiven der einzelnen Soldaten. Falls die Bedingungen in den Schützengräben so schrecklich waren, wie die Antikriegsliteratur es nahelegt, warum kämpften die Soldaten dann weiter? Warum haben nicht mehr von ihnen Fahnenflucht begangen, gemeutert oder sich ergeben? Diese Fragen werden in Kapitel elf und zwölf behandelt.

Wenn ich mich auf die Suche nach Antworten auf die oben gestellten Fragen begeben, wird der Leser bemerken, daß ich mich immer wieder auf »kontrafaktische« Szenarien beziehe, mir also vorzustellen versuche, wie sich die Ereignisse hätten entwickeln können, wenn die Umstände auf die eine oder andere Art anders gewesen wären. Tatsächlich ist es möglich, dieses Buch als eine Auseinandersetzung mit den vielen möglichen alternativen Ergebnissen dieses Krieges zu lesen. Was wäre gewesen, wenn Großbritannien gegenüber Frankreich und Rußland in imperialen und später nach dem Jahre 1905 in kontinentalen Fragen keine Beschwichtigung betrieben hätte? Welche Wirkungen hätten sich ergeben, wenn Deutschland imstande gewesen wäre, sich vor 1914 durch Steigerung seiner Verteidigungsfähigkeit eine größere Sicherheit zu schaffen, was es sich durchaus hätte leisten können? Was wäre gewesen, wenn Groß-

britannien im August 1914 nicht eingegriffen hätte, wie es die Mehrheit der Kabinettsminister möglicherweise vorgezogen hätte? Was wäre gewesen, wenn es der französischen Armee nicht gelungen wäre, die Deutschen an der Marne zum Stehen zu bringen, was nach all den Verlusten, die sie bereits erlitten hatte, verständlich gewesen wäre? Was wäre gewesen, wenn Großbritannien seine gesamten Expeditionsstreitkräfte für den Einsatz gegen die Türkei reserviert und infolgedessen den Vorstoß bei Gallipoli mit mehr Erfolg durchgeführt hätte? Was wäre gewesen, wenn die Russen rational gehandelt und einen Separatfrieden mit den Deutschen geschlossen hätten? Was wäre gewesen, wenn es im Jahre 1917 mehr Meutereien sowohl in der britischen als auch in der französischen Armee gegeben hätte? Was wäre gewesen, wenn die Deutschen nicht im uneingeschränkten U-Boot-Krieg Zuflucht gesucht hätten; oder wenn sie nicht durch Ludendorffs Offensive im Jahre 1918 alles auf eine Karte gesetzt hätten? Und was wäre gewesen, wenn Deutschland im Jahre 1919 ein härterer Friede auferlegt worden wäre? Oder möglicherweise auch ein milderer Friede? Wie ich anderswo dargelegt habe, helfen uns kontrafaktische Überlegungen dieser Art in doppelter Weise: Zur Verdeutlichung der Ungewißheit, in der die Entscheidungsträger, für die die Zukunft bloß aus einer Reihe von Möglichkeiten bestand, in der Vergangenheit steckten; und um einschätzen zu können, ob die optimalen Entscheidungen gefällt wurden.¹²² Ich verrate nicht zuviel über das, was noch folgen wird, wenn ich sage, daß alles in allem diese optimalen Entscheidungen nicht gefällt wurden.

1 Die Mythen des Militarismus

Propheten

Es wird oftmals behauptet, daß der Erste Weltkrieg auf kulturelle Ursachen – um genau zu sein: auf die Kultur des Militarismus – zurückzuführen sei: Diese soll die Menschen so gut auf den Krieg vorbereitet haben, daß sie sich geradezu nach ihm sehnten. Einige Menschen sahen den Krieg gewiß voraus, aber ob viele ihn mit Freude begrüßten, ist zweifelhaft.

Falls es richtig ist, daß der Erste Weltkrieg durch die Art von Prophezeiungen verursacht wurde, die selber für ihre Erfüllung sorgen, dann war einer seiner ersten Propheten ein gewisser Headon Hill, dessen Roman »The Spies of Wight« (1899) sich um die Machenschaften deutscher Spione gegen Großbritannien dreht.¹ Dies war der Anfang einer Flut von Vorwegnahmen eines zukünftigen englisch-deutschen Krieges in der Kunstform literarischer Darstellung. A.C. Curtis' »A New Trafalgar« (1902) war einer der ersten Romane, der von einer Blitzattacke der deutschen Marine gegen Großbritannien in Abwesenheit des britischen Kanalgeschwaders handelte; glücklicherweise hat die Royal Navy jedoch ein todbringendes neues Schlachtschiff in Reserve, das die Entscheidung zugunsten Großbritanniens herbeiführt.² In Erskine Childers berühmter Abenteuergeschichte »Das Rätsel der Sandbank« [»The Riddle of the Sands«] (1903) stoßen die beiden Helden Carruthers und Davies auf Beweise für die Existenz eines deutschen Schlachtplans, der vorsieht, daß »eine Vielzahl seetüchtiger Leichter, voll beladen mit Soldaten (...) gleichzeitig in sieben geordneten Flotten aus sieben Fahrrinnen hervorkommt und unter dem Geleitschutz der Kaiserlichen Marine die Nordsee überquert und sich auf die Küsten Englands wirft«.³

Nach einem ähnlichen Angriff muß Jack Montmorency, ein Schuljunge und der Held von L. James »The Boy Galloper« (1903), den Raum des

Aufsichtsschülers verlassen und seine Kadettenuniform anziehen, um den Deutschen entgegenzutreten.⁴ Vielleicht die berühmteste Darstellung einer deutschen Invasion in Romanform lieferte William Le Queux in seinem Bestseller »Die Invasion von 1910« (deutsch: Berlin 1907), der zuerst 1906 als Fortsetzungsroman in der *Daily Mail* erschien. Hier wurde ein erfolgreicher Angriff auf England durch ein deutsches Heer von 40000 Soldaten dargestellt, auf den »Die Schlacht von Royston« und »Die Bombardierung Londons« folgen.⁵ Doch erst in A. J. Dawsons »The Message« (1907) mußten die Briten einem nicht wieder auszugleichenden Mißerfolg – der zu Besetzung, Reparationen und Verlust einiger Kolonien führt – ins Antlitz blicken. Der Feind war in Dawsons Buch ein innerer und ein äußerer zugleich: Während im Londoner Intellektuellenviertel Bloomsbury Pazifisten für die Abrüstung demonstrieren, sagt ein deutscher Kellner zum Helden dieses Romans: »*Vaire shtrong, sare, ze Sherman Armay.*« (Die deutsche Armee ist stark, Sir.) Es stellt sich heraus, daß dieser Kellner und Tausende andere deutsche Einwanderer als Spione an der Vorbereitung einer Invasion mitgewirkt haben. Sie hatten den Auftrag, dafür zu sorgen, daß »die deutsche Armee beinahe bis zum letzten Heuhaufen wußte, was an Trockenfutter zwischen London und der Küste zu finden war.«⁶ In E. Phillips Oppenheims »A Maker of History« (1905) erklärt Hauptmann X, der Chef der deutschen Spionage in London:

»Es gibt in diesem Land 290000 junge Landsmänner von uns, die gedient haben und schießen können (...). Angestellte, Kellner und Friseur (...), jeder von ihnen hat seine Aufgabe. Die Festungen, die diese große Stadt schützen, mögen von außen nicht einzunehmen sein, aber von innen – da liegt die Sache ganz anders.«⁷

Ähnlich gibt es in Walter Woods »The Enemy in our Midst« (1906) »einen deutschen Ausschuß für geheime Vorbereitungen«, der im Verborgenen die Grundlagen für einen Putsch in London legt. Und zu diesem Thema tauchten zahllose Variationen auf, so viele, daß der Ausdruck »Spionagefieber« in diesem Zusammenhang angebracht erscheint. 1909 kam der wohl einflußreichste dieser Romane heraus, William Le Queux' »Spies of the Kaiser«, der von der Existenz eines geheimen Netzwerks deutscher Spione im Inselreich erzählt.⁸ Zeitgleich wurde Hauptmann Curties, »When England Slept«, 1909 publiziert. In diesem Roman wird London über Nacht durch ein deutsches Heer besetzt, das im Laufe einiger Wochen unbemerkt in das britische Königreich eingedrungen war.⁹

Selbst Saki (das ist Hector Hugh Munro) – einer der wenigen Erfolgsautoren jener Zeit, den man immer noch mit einer gewissen Hochschätzung lesen kann – versuchte sich in diesem Genre. In seinem Werk »When William Came: A Story of London under the Hohenzollerns« (1913) kehrt der Held, Murrey Yeovil – »der als Mitglied einer Herrscherrasse zur Welt gekommen und aufgewachsen ist« –, aus dem finstersten Winkel Asiens zurück und findet daheim ein besiehtes Großbritannien vor: »eingegliedert in das Reich der Hohenzollern (...) als ein Reichsland nach dem Vorbild von Elsaß-Lothringen, doch an den Ufern der Nordsee, statt an jenen des Rheins«. Hier gibt es nun in der »Regentstraße« Cafés im kontinentalen Stil, und wenn man den Rasen des Hyde Park betritt, wird sogleich eine Strafe fällig.¹⁰ Während Yeovil fieberhaft danach strebt, Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht zu leisten, muß er feststellen, daß ihn die Tories seiner Zeit im Stich lassen. Sie sind (gemeinsam mit König George V.) nach Delhi geflohen und haben eine verabscheuungswürdige Mannschaft von Kollaborateuren zurückgelassen, darunter befinden sich Yeovils eigene moralisch verkommene Ehefrau, ihre Freunde aus Kreisen der Boheme, verschiedene kleine Bürokraten und die »allgegenwärtigen« Juden.¹¹ Ernest Oldmeadows schon früher erschienener Roman »North Sea Bubble« (1906) stellte sogar dar, wie die Deutschen ihre neuen Vasallen durch Verteilung von Weihnachtsgeschenken und subventionierte Nahrungsmittel zu umwerben suchen. Tatsächlich bestanden die schlimmsten Greuelthaten, die die Besatzer in Oldmeadows deutschem Britannien ihren Opfern antaten, in der Einführung eines neuen Speiseplans, der sich weitgehend auf Würste und Sauerkraut stützte. Außerdem setzten die Deutschen durch, daß der Name »Handel« in Konzertprogrammen richtig als Händel zu schreiben sei.¹²

Auch die Deutschen produzierten Visionen zukünftiger Kriege. Karl Eisenharts »Die Abrechnung mit England« (1900) geht von einem Inselreich aus, das im Burenkrieg eine Niederlage erlitten hat und nun von Frankreich angegriffen wird. Britannien verkündet eine Seeblockade und ignoriert dabei die Rechte der neutralen Schifffahrt, und genau dies führt zum Krieg zwischen Großbritannien und Deutschland. Eine deutsche Geheimwaffe (ein Schlachtschiff mit Elektromotor) entscheidet den Krieg zugunsten der Deutschen, und voller Freude eignen sich diese eine reiche Ernte an britischen Kolonien, darunter auch Gibraltar, an.¹³ In seinem

Werk »Der Weltkrieg. Deutsche Träume« (1904) stellte sich August Niemann vor, daß die Heere und Flotten Deutschlands, Frankreichs und Rußlands zusammen gegen den gemeinsamen Feind – nämlich Großbritannien – vorgehen, der den Globus mit seinen Polypenarmen umfängt. Die deutsche und die französische Flotte besiegen schließlich gemeinsam die Royal Navy, und am Firth of Forth landet eine Invasionsstreitmacht.¹⁴ Max Heinrichka sah in »100 Jahre deutsche Zukunft« (Leipzig 1913) einen anglo-deutschen Krieg voraus, bei dem es um Holland ging und der wiederum in einer erfolgreichen deutschen Invasion seinen Höhepunkt fand. Wie bei Niemann gestattet es der Sieg den Deutschen auch hier, sich die erlesensten Teile des Empire anzueignen.¹⁵ Doch muß man an dieser Stelle einräumen, daß nicht alle deutschen Autoren von einem derart gewaltigen Selbstvertrauen geprägt waren. In einem weiteren, 1905 erschienenen Buch sind die Rollen umgekehrt verteilt: Hier ist es die britische Marine, die der deutschen »ein neues Kopenhagen« – analog zum Präventivschlag, den die britische Flotte 1807 gegen die dänische durchführte – zufügt, und es ist die Stadt Hamburg, die eine britische Invasion zu erdulden hat.¹⁶

Auf der Grundlage derartigen Materials ließe sich leicht behaupten, der Erste Weltkrieg sei zumindest teilweise deshalb entfacht worden, weil die Menschen dieses Ereignis eben erwarteten. Nachdem die Prophezeiung sich bereits erfüllt hatte, riß die literarische Produktion nicht ab. Ende 1914 ließ Le Queux mit »The German Spy: A Present Day Story« einen literarischen »Schnellschuß« erscheinen, und Gaumonts zuvor verbotene verfilmte Version von »The Invasion of 1910« wurde nun unter dem Titel »If England Were Invaded« zur Vorführung freigegeben. Paul Georg Münchs »Hindenburgs Einmarsch in London«, in dem dargestellt wurde, wie der Sieger von Tannenberg eine erfolgreiche Invasion über den Kanal leitet, erschien in Deutschland 1915.¹⁷

Doch muß man derlei Phantasien in einem weiteren Zusammenhang betrachten. Nicht alle Propheten eines bevorstehenden Krieges erwarteten, daß sich dieser zwischen England und Deutschland abspielen werde. In nur wenigen vor 1900 in Großbritannien erschienenen Werken ging es um einen deutschen Feind, und Frankreich und Rußland mußten darin häufig die Schurkenrolle übernehmen.

Auch bei den deutschen Erzeugnissen der Zukunftsliteratur finden sich ähnliche Varianten. Rudolf Martins phantastischer Roman »Berlin-

Bagdad« (1907) handelte, so der Untertitel, vom »deutschen Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910-1931«; hier liegt der Hauptkonflikt zwischen Deutschland und einem nach-revolutionären Rußland. Ein Ultimatum an England – das der vollständigen Vereinigung Europas unter deutscher Führung vorangeht – taucht als eine Art von nachträglicher Erklärung auf und ist bald vergessen, als die Russen ihren Luftangriff auf Indien einleiten.¹⁸

Einige Deutsche waren durchaus imstande, die Absurdität von Kriegsprophetisierungen zu erkennen. Es existiert eine offensichtlich spaßhaft gemeinte Weltkarte von 1907, in der das Britische Empire nur noch Island umfaßt, der Rest aber – einschließlich des »Kgl. Preuss. Reg. Bez. Großbritannien« – gehört zu Deutschland.¹⁹ Und der Autor Carl Siwinna entlarvt 1908 auf recht schwerfällige, aber dennoch eindrucksvolle Art die Kriegspropheten auf beiden Seiten des Ärmelkanals.²⁰

Besonders die Kriegstreiber unter den Propheten eines kommenden Konflikts müssen gemeinsam mit jenen eher pessimistischen Autoren betrachtet werden, die – höchst scharfsichtig – voraussahen, daß ein großer europäischer Krieg eine Katastrophe bedeuten würde. H.G. Wells »War in the Air« (1908) [deutsch: »Der Luftkrieg« (1909)] behandelt – anders als Rudolf Martin – eine Apokalypse, in der die europäische Zivilisation durch Bombardements von Luftschiffen »gesprengt wird«, die nur »Ruinen und unbestattete Tote und geschrumpfte, gelbgesichtige Überlebende in tödlicher Apathie« zurücklassen.²¹ Eines der einflußreichsten unter den britischen Büchern zum Thema eines zukünftigen Krieges argumentierte, die Konsequenzen auf wirtschaftlichem Gebiet würden derart katastrophal sein, daß es einfach nicht zum Kriege kommen würde: Norman Angells Werk »The Great Illusion« [deutsch: »Die große Täuschung« (1910)] wurde zumindest von vielen Lesern so verstanden.

Nicht alle deutschen Kriegspropheten zählten gleichermaßen zu den »Falken«. In seinem Werk »Der Zusammenbruch der alten Welt« (1906) sagte »Seestern« (das ist: Ferdinand H. Grauthoff, der Herausgeber der *Leipziger Neuesten Nachrichten*) voraus, daß eine recht unbedeutende Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Großbritannien wegen einer kolonialen Streitfrage – etwa um Samoa – zum »Zusammenbruch und Ruin« und gar zur »Auslöschung« der »friedlichen Zivilisation« führen könne. Als Vergeltungsmaßnahme greift schließlich die Royal Navy Cuxhaven an und entfesselt damit einen europäischen Krieg. Dieser

erweist sich für beide Seiten in katastrophaler Weise als kostspielig. Die Geschichte endet mit einer hellsichtigen Prophezeiung, die von dem konservativen Premierminister Arthur Balfour formuliert wird:

»Diese beiden Tatsachen bedeuten nichts mehr und nichts weniger, als daß die Entscheidung über die Geschicke der Welt nicht mehr in der Hand der beiden Seemächte der germanischen Völker liegt, nicht mehr bei England und Deutschland steht, sondern zu Lande Rußland zugefallen ist und zur See von der amerikanischen Union abhängt.«²²

Aus einer ähnlichen Gemütslage heraus faßte Karl Bleibtreu in seinem Werk »Die ›Offensiv-Invasion‹ gegen England« (1907) einen katastrophalen Schlag der deutschen Flotte gegen britische Marinestützpunkte ins Auge.²³ Obwohl sie dem Gegner schwere Verluste zufügen, können bei Bleibtreu die Deutschen angesichts der britischen Blockade nicht durchhalten, das Ergebnis ist wiederum eine Schwächung beider Seiten.²⁴ Die erwähnten Bücher von Grauthoff und Bleibtreu enden jeweils mit feurigen und recht modern klingenden Aufrufen zur europäischen Einheit.

Ganz offensichtlich kann uns die Tatsache, daß so viele unterschiedliche Autoren die Notwendigkeit spürten, sich irgendeine Art von zukünftigem Krieg vorzustellen, leicht zu dem Schluß führen, daß im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ein Krieg höchstwahrscheinlich war. Wie wir noch sehen werden, war die Erwartung eines Angriffs der Deutschen auf die Britischen Inseln das populärste aller Szenarien, doch die strategische Wirklichkeit sah anders aus. 90 Prozent der literarischen Darstellungen eines zukünftigen Krieges ignorieren die technischen Zwänge, denen sich die Heere, Seestreitkräfte und Luftflotten aller Seiten stellen mußten. Nur einige wenige Vorkriegsautoren haben mit einem gewissen Grad von Genauigkeit vorhergesagt, wie ein zukünftiger Krieg aussehen würde.

Einer von ihnen war Friedrich Engels, der im Jahre 1887 folgende Vorstellung entwickelte:

«Und endlich ist kein anderer Krieg für Preußen-Deutschland mehr möglich als ein Weltkrieg, und zwar ein Weltkrieg von einer bisher nie geahnten Ausdehnung und Heftigkeit. Acht bis zehn Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen und dabei ganz Europa so kahlfressen, wie noch nie ein Heuschreckenschwarm. Die Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs zusammengedrängt in drei bis vier Jahre und über den ganzen Kontinent verbreitet; Hungersnot, Seuchen, allgemeine, durch akute Not hervorgerufene Verwilderung der Heere

wie der Volksmassen; rettungslose Verwirrung unsres künstlichen Betriebs in Handel, Industrie und Kredit, endend im allgemeinen Bankrott; Zusammenbruch der alten Staaten und ihrer traditionellen Staatsweisheit, derart, daß die Kronen zu Dutzenden über das Straßenpflaster rollen und niemand sich findet, der sie aufhebt; absolute Unmöglichkeit, vorherzusehn, wie das alles enden und wer als Sieger aus dem Kampf hervorgehen wird; nur ein Resultat ist absolut sicher: die allgemeine Erschöpfung und die Herstellung der Bedingungen des schließlichen Siegs der Arbeiterklasse.«²⁵

1890 umriß Helmut Moltke d.Ä., der frühere Chef des deutschen Generalstabs, bei seiner letzten Reichtagsrede eine nicht unähnliche Vorstellung von einer gewaltigen Katastrophe:

»Die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns – wir haben jetzt nur noch den Volkskrieg... Meine Herren, wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuption schwebt – wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden – und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!«²⁶

Die detaillierteste unter diesen richtigen Vorhersagen über einen zukünftigen Krieg stellte das Werk eines Mannes dar, der weder Sozialist noch Soldat war. In seinem Werk »Die ökonomischen Erschütterungen und materiellen Verluste des Zukunftskrieges« (Band 4 des sechsbändigen Werks »Der Krieg«, 1899) gab der Warschauer Ivan Stanislavovich Bloch (Johann von Bloch) zwei Gründe an, warum ein zukünftiger großer europäischer Krieg in bezug auf seinen Umfang und seine Destruktivität beispiellos sein würde.²⁷ Erstens habe die Entwicklung der Militärtechnik das Wesen des Krieges in einer Art und Weise verändert, die den schnellen Sieg eines Angreifers ausschließe. »Die Tage des Bajonetts seien gezählt«; auch Kavallerieangriffe seien nicht mehr vorstellbar. Dank der gesteigerten Schnelligkeit und Genauigkeit des Gewehrfeuers, der Einführung von Schießpulver mit schwacher Rauchentwicklung, der erhöhten Durchschlagskraft von Geschossen und der größeren Reichweite und Stärke von Hinterladungskanonen könne es nicht mehr zu den